

Verzweiflung, Hunger und Chaos in Zeiten der Cholera

Afrikas einstiges Musterland Simbabwe steht am Abgrund – Hunderte Tote durch Seuche – Bevölkerung kämpft täglich ums Überleben

Von Bernhard Kiesow

HARARE „Dass es in diesem Land einmal Hunger geben würde“, sagt Douglas, „hätte früher niemand für möglich gehalten.“ Douglas ist 17, Mitglied einer katholischen Jugendorganisation und lebt in Chezya, einem kleinen Lehmhüttdorf am Südufer des Sambesi im Nordwesten Simbawes. Sein Heimatland liegt am Boden. Präsident Robert Mugabe und seine Partei haben den einstige Musterstaat Afrika in achtundzwanzigjähriger Alleinherrschaft so gründlich ruiniert, dass eine mögliche künftige demokratische Regierung vor einer nahezu unlösbaren Aufgabe steht.

Zur chronischen Hungersnot kommt nun zu allem Überfluss noch die Cholera-Epidemie. Nach Angaben der Weltgesundheitsorganisation WHO starben bereits mehr als 800 Menschen. So genau kann das niemand sagen. Der Geschäftsführer der Hilfsorganisation Oxfam, Paul Bendix, glaubt, die Zahl sei wesentlich höher. Tausende Kranke

fliehen in die Nachbarländer. Die Grenzregionen in Südafrika und Mosambik sind alarmiert, der Notstand ist dort ausgerufen.

Ignoranz Die Regierung in Harare reagiert auf die Seuche mit den gewohnten Reflexen. Westliche Länder seien die Drahtzieher des Cholera-Ausbruchs, sagte der Informationsminister Sikhanyiso Ndlovu kürzlich. Simbabwe benötige keine Hilfe aus dem Ausland. Der 84-jährige Mugabe zürnte: „Die Briten wollen wegen der Cholera eine militärische Intervention. (...) Es gibt jetzt keine Cholera mehr.“

Die Älteren in Chezya können sich noch an bessere Zeiten erinnern. Als Mugabe 1980 als Sieger aus den ersten freien Wahlen hervorging und die Macht von der weißen Minderheitsregierung im damaligen Südrhodesien übernahm, schien es, als könne er beweisen, dass der Zerfall im postkolonialen Afrika kein unabwendbares Schicksal ist. Das Land wurde als schwarzer Modellstaat gefeiert, in guten



Vor Monaten noch undenkbar: Stolz präsentiert der 17-jährige Douglas sein T-Shirt mit dem Konterfei des Oppositionsführers Morgan Tsvangirai. Foto: Kiesow

Jahren exportierte Simbabwe eine halbe Million Tonnen Mais.

„Immerhin dürfen wir jetzt sagen, was wir denken“, sagt Douglas und zeigt stolz sein T-Shirt mit dem Konterfei des Oppositionsführers Morgan Tsvangirai. Nach jahrelanger blutiger Unterdrückung Andersdenkender hatte es neue Hoffnung

gegeben: Im März gewann die „Bewegung für demokratischen Wandel“ um Tsvangirai die Wahlen. Nach langem Tauziehen erklärte sich die Regierung bereit, die Macht zu teilen. Seither schwelt der Streit um die Vergabe der Ministerämter.

Dabei wäre Eile geboten: Die Wirtschaft des Landes liegt am Bo-

den, Strom gibt es, wenn überhaupt, nur stundenweise, in den Städten kommt mitunter wochenlang kein Wasser aus der Leitung. Trotz der Cholera-Epidemie bleiben Krankenhäuser geschlossen, weil es an Medikamenten und medizinischem Gerät fehlt, und das Personal keinen Sinn darin sieht, den Patienten beim Sterben zuzuschauen. Qualifizierte Fachkräfte wandern ins Ausland ab.

Den Tankstellen fehlt der Treibstoff, der öffentliche Verkehr ist weitgehend zum Erliegen gekommen, und so pilgern Tausende zu Fuß über die staubigen Landstraßen auf dem Weg zur nächsten Ausgabe-stelle für Nahrungsmittel der internationalen Hilfsorganisationen. In den Geschäften gibt es nichts Essbares mehr. Die galoppierende Inflation – sie wird auf schwindelerregende zehn Milliarden Prozent pro Jahr beziffert – macht Handel unmöglich.

Unterricht fällt aus In vielen Schulen findet seit Monaten kein Unterricht mehr statt – Stifte und Papier fehlen, Lehrbücher gibt es schon

lange nicht mehr. Die Lehrer bleiben der Arbeit fern, weil sie von ihrem kläglichen Einkommen ihre Familien nicht mehr ernähren können.

Die Menschen in dem kleinen Dorf Chezya versuchen nicht mehr, den Fisch aus dem Sambesi zu verkaufen. „Die Händler betrügen uns“, sagt Douglas. „Die nächste Stadt liegt 50 Kilometer von hier und wenn wir da hin kommen, stellen wir fest, dass wir für ihr Geld nichts kaufen können.“ So hat man den traditionellen Tauschhandel wiederentdeckt und versucht, neue Wege zu finden im täglichen Kampf ums Überleben. „Wir müssen unsere Zukunft selbst in die Hand nehmen“, meint Douglas. „Demokratie kann man nicht essen.“

Info Der Autor, Bernhard Kiesow, war bis 2006 Internist in Nordheim. Seit zwei Jahren reist er mit seiner Frau Tanja durch Afrika und arbeitet als freier Journalist. Für die Recherche zu dieser Reportage war er mehrere Tage in Simbabwe.